

6 Von den Kunstgriffen der Rasur. Beobachtungen in pakistanischen Barbierstuben – Jürgen Wasim Frembgen

Betritt der Kunde einen traditionellen *na'i ki dukan*, den Laden eines Barbiers, meist in unmittelbarer Nähe einer Moschee, so wird er zunächst seitlich auf einem Wartebänkchen Platz nehmen. Vor ihm in der Regel zwei Friseursessel, nur in Ausnahmefällen mit einem Sitzkissen, oft klapprig mit Nackenstützen, die sich nicht mehr bewegen lassen. Bei jedem Sessel steht ein Meister oder ein Lehrling. Ist der Laden mit einem Hamam verbunden, dann verwandelt sich der Raum zwischen der Bank und den Sesseln rasch in einen lebhaft frequentierten Gang zu den rückwärtig gelegenen Waschkabinen, in denen bereits frühmorgens das Wasser angeheizt wird. Draußen hängen die Handtücher zum Trocknen auf der Leine – Zeichen, dass es sich um eine Barbier- und Badestube handelt. Eine reine Männerwelt, in die sich nur gelegentlich Hijras und Khusras, Angehörige des „Dritten Geschlechts“, mischen. Wird der Wartende, der sich die Zeit mit der Lektüre von Urdu-Tageszeitungen vertreiben kann, schließlich nach vorne zu einem der Stühle gebeten, so liegt es an ihm, den Barbier zum Haare-Schneiden oder zur Rasur aufzufordern.

Mit der Standardformulierung *darhi khat kar-de!* – „Stutze meinen Bart!“ – oder auch *darhi barabar kar-do!* – „Mach den Bart gleichmäßig!“ nehme ich in einer Barbierstube in einem der Slums von Lyari Platz, dem alten Teil der Megastadt Karachi mit ihren wohl mehr als 22 Millionen Menschen. Früher drückte ich mich höflicher aus, mit „Bitte“, „Danke“ und „Sie“, bis mich ein Freund darauf hinwies, dass mein formelles *ap-janab*-Getue, mit den Anreden „Sie“ und „mein Herr“, an diesem Ort völlig fehl am Platze sei und den Friseur nur einschüchtern würde. Ein Herr, der im Lucknowi-Stil zu reden versucht, würde doch keinen traditionellen Barbierladen aufsuchen, sondern eher einen „Salon“ in einem der Nobelviertel, in dem er einen *fancy haircut* erwarten könnte.

Und selbst dort würde eine solche Ausdrucksweise gekünstelt wirken. Also lasse ich die Höflichkeitsfloskeln der Hochsprache beiseite und spreche an solchen Orten fortan *am zaban*, die Urdu-Alltagssprache.

Afzal, etwa Ende zwanzig oder Anfang dreißig, ist aus dem verarmten Süden des Punjab zugewandert. Wie die meisten Barbieri im Tiefland Pakistans gehört er zur kastenartigen Berufsgruppe der Na'i. Ohne weitere Umschweife macht er sich an die Arbeit, legt mir zunächst ein Handtuch um Hals und Oberkörper, rührt dann die Rasierseife im maga, dem kelchförmigen Blechgefäß, mit Wasser an, taucht den Pinsel hinein und trägt den Schaum auf Kinn und Wangen auf. Mit der stumpfen Seite zieht er zwei Furchen auf der Haut in den Schaum, um das „Design“ für den *french-cut* festzulegen. Aus Sparsamkeit bricht er die *blade*, die Rasierklinge, in zwei Stücke. Sein energischer Zugriff auf meine Haut, die Art und Weise, wie er sie mit seiner linken Hand strafft, wie er meinen Kopf mal nur mit dem Zeigefinger in die gewünschte Richtung bewegt, ein anderes Mal mit der ganzen Hand, indem er sie oben auf mein Haupt legt und diesen wie einen Schraubkopf dreht – all dies zeugt von Sicherheit und Können. Seine Griffe sind sorgsam und zugleich von beeindruckender Entschlossenheit. Eine ausgefeilte Technik der Körperpflege und des Dienstes am Körper, die den Habitus dieses jungen Barbiers prägt. In ihnen erweist sich eine praktische Vernunft individuellem Stils, der ich Respekt zolle. Ein älterer Barbier in Lahore pflegte jeweils nur kurz zweimal an meine Stirn zu tippen, wenn ich den Kopf drehen sollte, ein anderer justierte mein Gesicht, indem er mich fest an der Nase packte und die Stirn umfasste. Ein dritter wiederum ging eher sachte und behutsam vor, mit souveräner Gelassenheit. Jeder Barbier hat seine eigenen gewohnheitsmäßigen Kunstgriffe der Hand, der eine beherrscht sie aufgrund seiner Übung in vollkommener Weise, der andere bleibt fahrig, unkonzentriert oder müht sich redlich, doch ohne das nötige Können. Der sichere oder unsichere Griff ist bei jedem meiner Barbier-Besuche das entscheidende Momentum des Wohlfühlens, des Sich-vertrauensvoll-in-die-Hände-Begebens. Einem Barbier, der mit geübter, sicherer Hand rasiert, dessen geschickte Griffe keinen Widerstand dulden, dem überantwortet man sich ohne Vorbehalt. Eine quasi mystische Übung, sich ganz dem Meister auszuliefern, sein Ego zurückzudrängen und völlig darauf zu

vertrauen, dass jeder Ansatz des Rasiermessers und jeder Schnitt mit der Schere gelingen wird, besonders dann, wenn er sich mit der Schere in die Nasenlöcher vorarbeitet oder die Härchen um die Lippen stutzt.

Fühlt sich der Kunde in derart sicheren Händen, so hat er Muße seine Augen schweifen zu lassen und das Interieur der Barbierstube näher zu studieren. Er wird die kalligraphischen Anrufungen an Gott und den Propheten lesen, die den Laden und das Handwerk der Barbieri schützen, die Poster der Sufi-Heiligen betrachten, die ebenfalls segensreiche Wirkung entfalten und sich an den Fotos wohlgeformter indischer Schauspielerinnen ergötzen. Manche Spiegel sind mit Kunstblumen gerahmt und mit frommen islamischen Anrufungen beklebt. Ich saß vor Barbieranrichten, auf die mit der Hand Anrufungen an Ali und Husain geschrieben waren, schließlich sind die Barbieri ganz überwiegend Anhänger des schiitischen Islam. Einmal fand mein Auge unter einer Anrichte – kaum sichtbar – ein Hufeisen, das dort angebracht war, um Unheil abzuwehren und Glück zu bringen. Zur Ausstattung der in der Industriestadt Faisalabad im Punjab hergestellten Metaldrehstühle gehören vielfach hölzerne Armlehnen, die mit eingelegten Blumenranken aus Bein verziert sind. Intarsienschmuck selbst in den Friseursalons der Slums.

Eine der schönsten Barbierstuben mit altem Mobiliar, die ich je sah, war der „Niaz Haircutter Salon“ im Kup Bazar der befestigten Altstadt von Multan, der kurz nach der Teilung Indiens im Jahre 1947 gegründet wurde. Oben entlang der Wände eine Galerie gerahmter Fotografien der politischen Führer Pakistans und darunter schwarz-weiß Fotografien der männlichen Familienmitglieder des Besitzers Hajji Amir ud-Din und seiner Freunde, mit denen er früher in einem Carramboard-Klub spielte. Dort hing auch eine der frühen Posterdrucke mit einer Schautafel der einzelnen Haarschnitte. Die Bilder ließen sich am besten aus der Position des Wartenden betrachten. Während der Rasur sah ich eher zur Decke oder in den Spiegel, bemerkte die Male auf dem Arm des Barbiers, nahm seinen Achselgeruch wahr und schloss einfach meine Augen.

Es gibt Barbieri, die in außergewöhnlich hohem Tempo arbeiten...